



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Allerhand Sprachdummheiten : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nahe Beziehungen zum preussischen Hofe hatten, am besten gelingen können.“ Von verschiedenen Seiten, auch vom Könige der Belgier, wurde anderseits auf die Kieler gewirkt; so schrieb z. B. der Agent des Herzogs Friedrich, v. Bernhardi, zu Ende März nach einer Unterredung mit Leopold: „Der König bedauerte, daß es dem Herzoge noch nicht gelungen sei, sein Verhältnis zu Preußen auf sicherer Grundlage zu regeln. Das sei durchaus notwendig, und es dürfe seinerseits nichts versäumt werden, um diese Verständigung so schnell als möglich herbeizuführen. Nebenher spottete der König in seiner gemüthlich spielenden Weise über die Ohnmacht der deutschen Mittel- und Kleinstaaten und warnte davor, sich auf den Bundestag zu verlassen. All dies Treiben sei hohl und nichtig und werde den, der darauf hoffen wolle, nur zu den bittersten Enttäuschungen führen.“ Dem Verfasser unsers Buches schien es zweifelhaft, ob solche Warnungen in Kiel auf günstigen Boden gefallen seien. „Der Herzog selbst — sagt er zum Schluß — lebte bei allen seinen unvergleichlich [ne quid nimis!] edeln Eigenschaften des Gemüths in einer etwas idealen Welt, er war der Wirklichkeit der Dinge nicht eben allzunahе getreten, und er hatte eine sehr große Vorstellung von den unveräußerlichen Rechten, welche er für seine Familie zu erhalten verpflichtet wäre. So war er auch nicht geneigt, die einmal eingeschlagene Richtung seiner Politik im mindesten zu ändern.“

Hier hätten wir uns wohl eine deutlichere und stärkere Charakteristik erlauben dürfen. Die weitere Entwicklung der schleswig-holsteinischen Frage möge sich der Leser von dem Buche selbst in die Erinnerung rufen lassen.



Allerhand Sprachdummheiten

(Fortsetzung)



Die Mißbräuche in den Präpositionen schließen sich am natürlichsten die in den Orts- und Zeitbestimmungen an. Ihre Zahl ist sehr groß, hier soll nur einiges herausgegriffen werden.

Nur die wenigsten Menschen haben heute noch eine Ahnung von dem Unterschiede zwischen hin und her; daß hin die Richtung, die Bewegung von mir weg nach einem andern Orte, her das Umgekehrte, die Richtung, die Bewegung von einem andern Orte auf mich zu bedeutet — man vergleiche nur geh hin! mit komm her! —, wie wenige

wissen das noch! In ihrem Sprachgebrauch wenigstens, dem mündlichen wie dem schriftlichen, wird hinein und herein, hinaus und heraus, hinan und heran, hinauf und herauf fortwährend durch einander geworfen. Ein klassisches Beispiel für diese Verwirrung ist die vulgäre Redensart: Er ist reingefallen. Daß jemand in eine Grube hereingefallen sei, kann ich doch nur dann sagen, wenn ich selber bereits drin bin. Die aber, die mit Vorliebe diese Redensart im Munde führen, fühlen sich doch stolz als draußen stehend, sie stehen oben am Rande der Grube und blicken schadensfroh auf das Opfer, das unten liegt. Das Opfer ist also hineingefallen oder neingefallen. Wer auf der Straße bleibt, kann doch nur sagen: Geh hinauf und wirf den Schlüssel herunter! Wer oben am Fenster steht, kann nur fragen: Willst du heraufkommen, oder soll ich den Schlüssel hinunterwerfen? Aber der Volksmund, auch der der Gebildeten, drückt jetzt beides durch rauf und runter aus; die Formen gelten offenbar für feiner als nauf und nunter. Die Leute von der Feder aber machen nicht um ein Haar besser. Nicht bloß der Zeitungsschreiber schreibt: bis in die jüngste Zeit hinein, auch der Historiker: auf die Sturm- und Drangzeit folgte die klassische Periode, die in unser Jahrhundert hineinragt. Wir sind aber doch drin in unserm Jahrhundert! In einen Raum oder in einen Zeitraum, worin wir uns befinden, kann etwas doch nur hereinragen. Etwas andres ist es, wenn von einer Erscheinung des sechzehnten Jahrhunderts gesagt wird, sie lasse sich bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein verfolgen; das ist richtig, denn wir sind nicht drin im siebzehnten Jahrhundert. Umgekehrt, wenn ein Rezensent in einer Buchanzeige schreibt: der Leser möge mit Vertrauen an diese Schilderung herantreten, so ist das wieder falsch, denn das Buch liegt außerhalb des Rezensenten sowohl wie jedes andern Lesers; beide können an die Schilderung nur hinantreten.

Aber nicht nur daß hin und her fortwährend vertauscht wird, es ist auch ein schöner Ersatz dafür erfunden worden: nämlich nach dort und nach hier. Unsr Kaufleute schreiben nur noch: Kommen Sie nicht in den nächsten Wochen einmal nach hier? Wenn nicht, so komme ich vielleicht einmal nach dort. Nun ist es ja richtig, daß diese neumodische Ortsbestimmung nicht ohne Vorgang ist: schon früher hat man die Präposition nach mit Ortsadverbien verbunden, die auf die Frage Wo? antworten: nach vorn, nach hinten, nach oben, nach unten, nach rechts, nach links (statt vor, hinter, hinauf, hinunter, rechts, links). Bloß nach dort hatte niemand zu bilden gewagt. Aber warum eigentlich nicht? Es ist kein vernünftiger Grund dafür einzusehen. Offenbar aus reiner Feigheit. Freilich kann man sich nicht verhehlen, daß, wenn unsre Kaufleute, Juristen und Zeitungsschreiber so mutig an der Bereicherung unsrer Sprache weiterarbeiten wie in den letzten dreißig Jahren, von unsern Klassikern sich sehr bald Uebersetzungen aus dem Neuhochdeutschen ins Neuesthöchstdente nötig machen

werden. Dann wird Mignons Lied anfangen: Kennst du das Land, in welchem die Citronen blühen? und endigen: Nach dort, nach dort möcht ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Eine fürchterliche Abgeschmacktheit, auf die leider nicht bloß Zeitungs-schreiber, sondern auch Leute, denen man in Sprachdingen ein bischen Geschmack zutrauen sollte, ganz verfallen sind, ist die Unsitte, hinter einen Personennamen den Wohnort der Person mit Bindestrichen anzuhängen, statt ihn in anständiger Weise durch die Präposition mit dem Personennamen zu verbinden. Den Anfang haben wohl Schulze=Delitzsch und Braun=Wiesbaden gemacht. Das waren nun ihrer Zeit gefeierte Parlamentsgrößen, und wer möchte das nicht gern auch sein! Wenn sich im Sommer Gevatter Schneider und Hand-schuhmacher zu den üblichen Wanderversammlungen aufmachen und dort schöne Reden halten, dann wollen sie natürlich auch die Parlamentarier spielen und im Zeitungsbericht mit so einem schönen zusammengesetzten Namen erscheinen, da wollen sie nicht bloß Müller und Meyer heißen, sondern Herr Müller=Rumpelskirchen und Herr Meyer=Gunnwalde — das klingt so aristokratisch, als könnte es im freiherrlichen Taschenbuche stehn, man hats ja auch den geographischen Adel genannt. Nicht genug wundern kann man sich, wie Lehrer, deutsche Lehrer, eine solche Abgeschmacktheit mitmachen können! Aber gerade wenn über Lehrerversammlungen berichtet wird, wo man doch zehn gegen eins wetten kann, daß die Berichte nicht von gewerbsmäßigen Bericht-erstatlern, sondern von Lehrern selbst geschrieben sind, die an den „stattgehabten“ und „stattgefundenen“ Versammlungen teilgenommen haben, kann man stets lesen, wie Herr Fiedler=Kosfen und Herr Schlenker=Meerane und Herr Ulbricht=Ramenz ihre pädagogische Weisheit ausgeframt haben. Die Herren kommen sich offenbar noch einmal so wichtig vor, wenn sich sich mit so einem Doppelnamen in der Zeitung gedruckt sehen.

Auch in den Zeitbestimmungen wimmelt es von Lüderlichkeiten und Dummheiten. Ein Ausdruck wie: vom 16. bis 18. Oktober soll dabei noch gar nicht einmal angefochten werden, wiewohl, wer sorgfältig schreiben will, hinter bis die Präposition lieber nicht wegläßt, sondern schreibt: bis zum 18. Oktober. Denn bis ist zwar selbst eine Präposition, es ist aber auch eine Kon-junktion, es ist ein merkwürdiges Mittel Ding zwischen beiden, vor Ortsbestimmungen verlangt es geradezu noch ein an, auf, in, zu. Man sagt wohl: bis morgen, bis Montag, bis Ostern, aber man kann nicht sagen: bis Thüre. Eine ganz entschiedne Nachlässigkeit aber ist es, zu schreiben: Kulturbilder aus dem fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhundert. Da hört man erst den Singular dem, und dann kommen vier Jahrhunderte hinterher! Man kann den Fehler täglich lesen, aber er wird dadurch nicht besser; wer sorgfältig schreiben will, muß schreiben: aus der Zeit vom fünfzehnten bis zum achtzehnten Jahr-hundert. Es ist das etwas umständlich, aber das hilft nichts. Für geistreich

scheint es jetzt zu gelten, bei Monatsangaben die Präposition in wegzulassen: das geschah Dezember 1774; in den Kreisen der Literaturhistoriker wenigstens wird es immer mehr so Mode.

Völlig ratlos ist der Deutsche, wenn er für periodisch, d. h. in regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehrende Vorgänge eine grammatisch richtige Zeitbestimmung hinschreiben soll. Da erscheint eine Zeitschrift alle vierzehn Tage, da entstehen alle Augenblicke Händel. Sa was heißt denn das? Wenn mir jemand erzählt, er habe sich vierzehn Tage in einem langweiligen Seebade aufgehalten, so kann ich ihn fragen: Bist du wirklich alle vierzehn Tage dort gewesen? Wenn er aber in regelmäßigen Zwischenräumen von je vierzehn Tagen von seinem Gute nach Berlin fährt, so kommt er doch nicht alle, sondern aller vierzehn Tage. Mit andern Worten: bei periodisch wiederkehrenden Handlungen antwortet auf die Frage: Wie oft? nicht der Akkusativ, sondern der Genetiv. Das Volk drückt sich grammatisch ganz richtig aus, wenn es sagt: aller Nasenlang. Auch der Höhergebildete sagt ganz richtig: aller acht Tage, aber — er getraut sich nicht zu schreiben, weil er in grammatischen Dingen so gar unwissend ist; er hält den Genetiv für „plebej“! Genau so verhält sich aber auch bei wiederkehrenden Handlungen auf die Frage: Wann?, auch da hat der Genetiv zu stehen. Auf die Frage: Wann ist der Eintritt ins Museum frei? kann nur geantwortet werden: Montags und Donnerstags, wenn damit gesagt sein soll, daß es jeden Montag und jeden Donnerstag der Fall sei. Ebenso bezeichnet morgens, mittags, nachmittags, abends Handlungen, die jeden Morgen, jeden Mittag u. s. w. geschehen. Die einmalige Handlung dagegen kann wieder nur durch den Akkusativ bezeichnet werden. Aber auch da giebt es fortwährende Verwirrung; Genetive, wie Sonntags, Montags, gelten beim Schreiben für unfein, und umgekehrt drängt sich der Genetiv ein, wo er nicht hingehört. Ich hatte eine Zeit lang in regelmäßigen Zwischenräumen in der Zeitung bekannt zu machen, daß nächste Mittwoch Abend 8 Uhr eine gewisse Versammlung stattfindet. Regelmäßig hatte mir der Zeitungskorrektor, der es natürlich besser wußte, nächste Mittwoch Abends draus gemacht, bis ich mirs endlich einmal auf dem Manuskript ausdrücklich verbat. Greulich ist es, zu schreiben: Anfangs April, Anfangs Dezember; es heißt Anfang April, Anfang Dezember, Mitte Dezember, Ende Dezember; anfangs kann nur allein stehen: anfangs wollt ich fast verzagen.

Ein widerwärtiger Mißbrauch, der aber auch neuerdings für vornehm gilt — natürlich! denn es ist wieder eine Nachäfferei des Französischen —, ist der Unfug, auf die Frage: Wie lange? mit während zu antworten: wir waren während dreier Monate in der Schweiz — die Lehren, die während achtzehn Jahrhunderten als die Grundlage rechtgläubigen Christentums angesehen worden sind. Vielleicht ist es nicht allen Lesern in der Erinnerung,

wie die Präposition während entstanden ist. Noch im vorigen Jahrhundert schrieb man währendes Frühlings, währendes Krieges. Mit der Zeit wurde dieser absolute Genetiv mißverstanden, man glaubte nicht mehr währendes, sondern während des zu hören, und so sprang schließlich der Partizipialstamm von der Endung ab und wurde — thatsächlich durch ein Mißverständnis — zu einer Präposition. Immerhin erhielt sich bei richtiger Anwendung der ursprüngliche Sinn: es wird ein Vorgang verglichen mit einem andern Vorgange, mit dem er entweder ganz oder teilweise zeitlich zusammenfällt: er lag während des Krieges im Lazareth — während des Vortrages darf nicht geraucht werden — während des Gewitters waren wir unter Dach und Fach. Der Krieg, der Vortrag, das Gewitter sind Vorgänge, Ereignisse. Aber ein Tag, ein Monat, ein Jahr, ein Jahrhundert sind bloße Zeitabschnitte oder Zeitmaße. Er lag während dreier Monate im Lazareth — ist heller Unsinn. Drei Monate sind kein Ereignis, mit dem das Liegen im Lazareth zeitlich verglichen würde, sondern sie bedeuten einfach die Zeitdauer; diese kann aber nur ausgedrückt werden durch den Akkusativ drei Monate oder drei Monate lang. Aber kann man denn nicht sagen: während des Tages? Gewiß, aber dann ist Tag nicht als Zeitmaß gebraucht, sondern als Erscheinung der Nacht gegenübergestellt: während des Tages scheint die Sonne. Die Sonne hat nur während eines Tages geschienen — das ist Unsinn; die Sonne hat während meiner Ferien nur einen Tag geschienen — das hat Sinn. Aber alle Romanschreiber und vor allem alle Romanschreiberinnen spreizen sich jetzt mit diesem widerwärtigen, dem französischen pendant nachgeäfften während.

Ich komme nun zu einem Haupt- und Glanzkapitel des Tintendeutsch, zu den Fürwörtern, und zunächst zu dem fürchterlichen, alle Begriffe übersteigenden Mißbrauch, der in unsrer Zeitungs- und Amtssprache und, da unser ganzes heutiges Schriftdeutsch eben nur noch Zeitungs- und Amtssprache ist, in unsrer Schriftsprache überhaupt mit den beiden Fürwörtern derselbe, dieselbe, dasselbe und welcher, welche, welches getrieben wird. In der greulichen Annatur, Steifbeinigkeit und Langweilerei unsrer Schriftsprache trägt dieser Mißbrauch mindestens die Hälfte aller Schuld. Wenn ihr diese beiden Bleiklumpen wieder abgenommen werden könnten, sie würde Flügel zu bekommen scheinen!

Über derselbe hat schon D. Schrödter 1887 im 59. Bande der Preussischen Jahrbücher einen sachkundigen und geistvollen Aufsatz veröffentlicht, der dann wieder in seinem Buche „Vom papiernen Stil“ (Berlin, Walthers und Apolant, 1889) abgedruckt worden ist, und worin er vor allem der Geschichte der Sache nachgegangen ist. Ich verweise die Leser auf diesen vortrefflichen Aufsatz und will hier nur einmal kurz den heutigen Jammerzustand zeigen.

Unter hundert Fällen, wo heute derselbe geschrieben wird, sind vielleicht

noch fünf Fälle, wo das Wort in seiner wirklichen Bedeutung steht. Kaum fünf, denn in seiner wirklichen Bedeutung wird es fast gar nicht mehr gebraucht; da wird es ersetzt durch der gleiche oder der nämliche! So wunderbaren Sätzen wie: Wagner hat dieselben Quellen benutzt wie Goethe, aber in engerm Anschluß an dieselben —, wo erst eodem, dann eos gemeint ist, begegnet man sehr selten. In fünfundneunzig unter hundert Fällen ist derselbe, dieselbe, dasselbe heutzutage nichts weiter als er, sie, es oder — dieser, diese, dieses. Und das ist das greulichste an dem an sich schon greulichen Mißbrauch, daß dabei auch dieser Unterschied zwischen er und dieser noch verwischt wird. Für das bloße Personalpronomen steht es z. B. in folgenden Sätzen (in jedem Buche und jeder Zeitung kann man binnen zehn Minuten die Beispiele schockweise sammeln): Wir brauchten das nur dann zu wissen, wenn die Welt erst noch geschaffen werden sollte; dieselbe ist aber bereits fertig — es ist unfaßbar, wie ein Atom dazu kommen soll, allerlei Dinge wahrzunehmen, dieselben zu beurteilen — der Südfuß des Hämus scheint der Hauptsitz der Rosenkultur zu sein, doch zieht sich dieselbe auch in das Mittelgebirge hinein — die Spitze des Oberschnabels bildet ein Tastapparat, mit dessen Hilfe sich die Schnepfe von der Anwesenheit eines Wurmes überzeugt; um denselben aber sofort ergreifen zu können u. s. w. — durch Höhe der Gebäude suchte man zu ersetzen, was denselben an Breite und Tiefe abging — was E. Schmidt gegen die Glaubwürdigkeit Bretschneiders ins Feld führt, reicht nicht aus, dieselbe zu erschüttern — der Fall muß allgemeines Aufsehen erregt haben, da derselbe eine Bürgerstochter aus guter Familie betraf — unsre Vorfahren scheuten keine Kosten, durch künstliche Mittel das Wasser zu sammeln, wo die Örtlichkeit dasselbe nicht in vollem Maße hergab — die Gemeinde war allerdings Besitzer des Bodens, derselbe wurde aber nicht gemeinschaftlich bearbeitet — diese Dienstleistung ist eine Gefälligkeit, und es ist ein falscher Stolz, sich dieselbe nicht gefallen lassen zu wollen — das Manuskript lag halbvergessen in meinem Schubfache, bis mir die Anregung wurde, dasselbe einer Zeitung zu überlassen — Versuche, den Verein zu verfolgen, werden demselben nur neues Wachstum verleihen — der Inhaber hat die Karte stets bei sich zu führen und darf dieselbe an andre Personen nicht verleihen. In folgenden Sätzen wäre dieser das richtige: der Rauch reflektirt das eindringende Licht, wodurch dasselbe dem Auge hellleuchtend erscheint — infolge schwerer Gewitter trat der Wildbach aus und wälzte ungeheure Schuttmassen in die Limmat; dadurch wurde dieselbe in ihrem Laufe gehemmt — in Königsberg ließ Venz seine Ode auf Kant, als derselbe die Professormürde erlangte, drucken — in jeder Küche stand früher ein viereckiges Kästchen von Blech; dasselbe enthielt vier Gegenstände, unter andern eine Masse, die man Zunder hieß; dieselbe war hergestellt u. s. w. — ich bin in der Lage, ein vollständiges Verzeichnis der

Schriften Fechners von Herrn Stabsarzt Dr. Müller, welches derselbe Fechnern zum achtzigsten Geburtstage überreicht hatte, zu Grunde legen zu können — es finden sich in der Schrift bisweilen originelle Kombinationen; dieselben sind aber doch völlig wertlos — man wird sich bescheiden müssen, auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse zu bleiben und dieselben so zu gestalten, daß u. s. w. — freilich gehört Anlagekapital dazu; dasselbe verzinßt sich aber gut — für die lokale Feier sind entsprechende Festlichkeiten in Aussicht genommen; denselben werden geistliche Festlichkeiten vorausgehen. Recht deutlich sieht man die greuliche Vermengung von er und dieser in einem Satz wie dem folgenden: Wenn ich den Artikel recht verstanden habe, so betont derselbe (er!) die große Nachsicht, die mir das Publikum erwiesen hat, und bezeichnet dieselbe (diese!) als eine (!) nicht durchaus verdiente. Ein Zeitungsschreiber kann heutzutage nicht eine Mitteilung von drei Zeilen machen ohne derselbe! Erst wenn derselbe drin steht, dann hat die Sache die nötige Wichtigkeit: Vergangene Nacht 11 Uhr kam Graf Rangau von Berlin hier an. Derselbe reiste 11 Uhr 50 Minuten weiter nach München. Daß man nur ja nicht etwa denke, es wäre ein anderer weiter gereist! nein nein, es war derselbe. Schließlich erregte noch ein neues Instrument allgemeine Bewunderung; dasselbe war zum erstenmale in Thätigkeit u. s. w. Ach, und wenn nun erst die herrliche Inversion dazukommt (der Verdacht lenkte sich sofort auf den wegen Nachlässigkeit bekannten Hausmann, und wurde derselbe in einem Bodenraum erhängt aufgefunden) und wenn gar die Inversion nur zu dem Zwecke angebracht wird, um auch das herrliche derselbe anbringen zu können, oder umgekehrt (die Zigarren erheben sich weit über das gewöhnliche Niveau, und gehören dieselben zu dem Besten u. s. w.), dann schwillt die stolze Reporterbrust, er weiß, daß er dem großen Gedanken den edelsten Ausdruck verliehen hat! Ein bekanntes Geschichtchen erzählt, daß ein Lehrer in der Stunde gefragt habe: Wie viel Elemente giebt es, und wie heißen sie? Der Schüler habe geantwortet: Es giebt vier Elemente, und ich heiße Müller. Das kommt davon, wenn man sich so niedrig ausdrückt! Warum hat er nicht vornehm gefragt: und wie heißen dieselben!

Aber es ist ja nicht bloß er und dieser, das durch den unsinnigen Mißbrauch verdrängt wird; er frist weiter, viel weiter. In lebendiger, natürlicher Rede haben wir die leichten, zierlichen Adverbia: darin, daraus, daran, darauf, damit, darum, dafür, dabei u. s. w.; jeder braucht sie hundertmal des Tags. Aber sowie einer die Feder ergreift — wehe den Armen! Dann heißt es: in demselben, aus demselben, auf demselben, mit demselben — auch in dieser Gestalt storch das langbeinige Ungetüm überall durch die Sätze. Alles Prunkvolle will das Denkmal vermeiden, nur das Allgemeinmenschliche soll in demselben (darin!) betont erscheinen — die Russen haben nun einmal die Rolle des Störenfrieds und scheinen sich in demselben (darin!) sehr wohl

zu fühlen — so sehr ich in diesen Punkten mit dem Verfasser einverstanden bin, so entschieden muß ich die besondern Forderungen bekämpfen, die er aus denselben (daraus!) ableitet — sie betrachteten sich als die alleinigen Eigentümer des Landes und gestanden andern keinen Anteil an demselben (daran!) zu — obgleich durch den Regen der Abmarsch des Festzuges verspätet und die Beteiligung an demselben (daran!) beeinträchtigt wurde — im Jahre 1560 wurde der Turm erhöht und eine Wohnung auf demselben (darauf!) erbaut — die Wiesen waren wieder getrocknet, und bald entwickelte sich auf denselben (darauf!) ein üppiger Graswuchs — der Boden war überall von so wunderbarer Beschaffenheit, daß sich kaum die fruchtbarsten Gegenden Deutschlands mit demselben vergleichen ließen — der Holzbau ist ein viel zu überwundener Standpunkt, als daß es der Mühe lohnte, sich in der Praxis anders als widerwillig mit demselben (damit!) zu befassen — die Erziehung Meisters ruhte ausschließlich in den Händen der Mutter, da der Vater, der sich viel auf Kunstreisen befand, sich nicht um dieselbe (darum!) kümmern konnte — hier bedarf es des Glaubens an die gute Sache und der Begeisterung für dieselbe (dafür!) — dieser Gedanke wurde am Mainzer Hofe lebhaft erwogen; der Kurfürst war von demselben (davon!) erfüllt — in der Mitte des Schrankes hängt ein mächtiges, reich verziertes Schwert, neben demselben (daneben!) rechts und links zwei kleinere Schwerter u. s. w.

Es gehört wieder in den schon öfter erwähnten großen Sack des Schulmeisteraberglaubens — mir wenigstens ist es so gelehrt worden, und ich glaube, ich habe es anfangs selber so weitergelehrt, bis ich endlich die Augen aufmachen lernte — diese Adverbia: darin, damit, dafür u. s. w. könnten sich nie auf ein Hauptwort, sondern immer nur auf eine Handlung, auf ein Zeitwort beziehen. Nun, ich glaube, die angeführten Beispiele zeigen diesen Aberglauben in seiner ganzen Lächerlichkeit. Es giebt wohl Fälle, wo das Adverbium auf den ersten Blick etwas hart erscheint, z. B.: wer die Wiener Universitätsverhältnisse und mein Verhalten dazu nicht kennt. Aber das liegt doch nur daran, daß uns das dumme derselbe so oft vor die Augen gebracht wird, daß uns schließlich das Einfache und Natürliche befremdet. Und wer ja einmal vor dem Adverb zurückschreckt, was hindert ihn, auch da das Personalpronomen zu brauchen? warum sagt man nicht: die Wiener Universitätsverhältnisse und mein Verhalten zu ihnen? Bei ohne wird sowieso nie etwas andres übrig bleiben, denn ein Adverbium darohne giebt es nicht, obwohl man es zu bilden versucht hat. Auch beim Neutrum es entsteht eine kleine Schwierigkeit: sie wollten sich durch das Geld Vorteile verschaffen, auf die sie ohne dasselbe nicht rechnen konnten. Soll man schreiben: ohne es? Jakob Grimm hätte es gethan; er schrieb so. Wem das zu ungewohnt klingt, der wiederhole das Substantiv und schreibe: ohne das Geld, aber nur nicht das verwünschte dasselbe! Bisweilen erscheint, wenn man derselbe vermeiden will, ein Per-

sonalpronomen zweimal hinter einander: Handlungen dieser Art suchte die Gewerbeordnung zu unterdrücken, indem sie sie verbot. Etwas Schrecklicheres ist für die Augen des Papiermenschen natürlich gar nicht denkbar. Hier muß es doch unbedingt heißen: indem sie dieselben verbot? Unsinn! Soll man immer wieder klar machen, daß es eine besondere Papiersprache nicht giebt, daß das geschriebene Wort nur eine äußere Fixirung des gesprochenen Wortes ist, daß also, was gesprochen und gehört nicht mißfällt, auch geschrieben und gedruckt keinen Anstoß erregen kann? Der abhängige Genetiv endlich (desselben und derselben) kann überall durch sein und ihr ersetzt werden, denn daß diese nur im reflexiven Sinne gebraucht werden könnten, ist doch auch wieder nur Schulmeisteraberglaube. Als der Kaiser das Schloß besichtigt und die Schönheit desselben bewundert hatte — warum denn nicht: und seine Schönheit? Die Sammlung von Goethes Gesprächen ist so zeitgemäß, daß zur Rechtfertigung derselben kein Wort zu verlieren ist — warum nicht: zu ihrer Rechtfertigung? Ich gestehe, daß einige Geschäfte dann eingehen müßten, da die ganze Bedeutung derselben darin beruht u. s. w. — warum nicht: da ihre ganze Bedeutung? Bei weitem in den meisten Fällen aber — man achte nur darauf und versuche es! — kann man diesen schleppenden Genetiv einfach streichen, ohne daß der Gedanke dadurch auch nur im geringsten an Klarheit und Deutlichkeit verlöre. Gregor klagte, daß sie die Kirche zerstört und das Material derselben zum Bau ihrer Häuser verwendet hätten — zu den Unregelmäßigkeiten in der äußern Anlage unsrer Dörfer kommt nun die Unregelmäßigkeit im innern Aufbau derselben — die Erklärung des Parteitages fand so viel Beifall, daß die Führer desselben sich ermutigt fahen — nachdem die Gäste das Gasthaus verlassen hatten und die Wirtin desselben die Thüre verschlossen hatte — man streiche die Genitive: ist irgendwo das geringste Mißverständnis denkbar?

Und nun das Gegenstück dazu. Auf die Gefahr hin, vom Leser zunächst für toll gehalten zu werden, behaupte ich, daß es mit dem Relativpronomen welcher, welche, welches genau dieselbe Bewandnis habe, wie mit derselbe, dieselbe, dasselbe: es gehört nur dem Papier- und Tintendeutsch, nicht der lebendigen Sprache an, es trägt die Hauptschuld mit an der breiten, schleppenden, langweiligen Ausdrucksweise unsrer heutigen Schriftsprache. Ich will ganz schlicht und offen erzählen, wie ich zu dieser Einsicht gekommen bin; ich hoffe, auch den Leser dazu zu bekehren.

Ich unterhielt mich mit einem Philologen von feinem Sprachgefühl über gewisse Handwerksvortelchen, die es in der Kunst des Schreibens so gut wie in jeder andern Kunst gebe, die man aber eben kennen müsse, wenn man die Technik wirklich beherrschen und kein Pfüfcher sein wolle, und von denen doch viele, ja die meisten heutigen Schriftsteller keine Ahnung hätten. Ich rechnete dahin unter andern die richtige Abwechslung von der und welcher in Relativsätzen:

parallele Relativsätze, die sich auf dasselbe Wort zurückbezögen, müßten auch mit demselben Relativpronomen anfangen, entweder alle mit der oder alle mit welcher; wenn aber ein Relativsatz von einem andern Relativsatz abhängt, so müsse, um jede Unklarheit, jedes Mißverständnis zu vermeiden, mit dem Pronomen gewechselt werden. Der andre hörte mir ruhig zu, erwiderte aber dann: Ich mag das welcher überhaupt nicht, ich brauche es nie.

Ich war etwas verdutzt über diesen Ausspruch. Da ich aber einem Manne gegenüber saß, bei dem ich wußte, daß das keine bloße Schrulle sein konnte, sondern daß er seinen guten Grund dazu haben mußte, wenn er so etwas sagte, so schwieg ich, nahm mir aber vor, den Sprachgebrauch etwas zu beobachten. Und siehe da, noch nicht vierundzwanzig Stunden waren vergangen, so war ich über die Sache im klaren, und ein paar Wochen weiterer Beobachtung zeigten mir immer ein und dasselbe: kein Mensch spricht welcher, es wird nur immer geschrieben! Man beobachte sich selbst, man beobachte andre, stundenlang, tagelang, man wird meine Behauptung vollständig bestätigt finden. Es ist ganz undenkbar, daß sich in freier, lebendiger, natürlicher Rede, wie sie der Augenblick schafft, das Relativum welcher einstellt, jedermann sagt immer und überall der. Es ist undenkbar, daß jemand bei Tische sagte: die Sorte, welche wir vorhin getrunken haben, oder: wir gehen wieder in dieselbe Sommerfrische, in welcher wir voriges Jahr gewesen sind. In wochenlanger Beobachtung ist es mir nur zweimal vorgekommen, daß jemand als Relativum welcher brauchte! Das einmal hörte ichs in einer Ansprache, die ein höherer Beamter hielt. Aber der Mann hat den ganzen Tag Akten zu lesen und Akten zu schreiben, kein Wunder, daß er schließlich auch Akten spricht, und er spricht wirklich Akten. Der andre Fall erschreckte mich etwas: ein schüchtern junger Mann bat mich um ein Buch und fing seine Rede an: Können Sie mir nicht ein Buch empfehlen, in welchem u. s. w. Als ich mich aber in die Seele des ängstlichen Menschen versetzte, der autodidaktisch — aus Büchern! — sich nachträglich eine gewisse Bildung angeeignet hat, begriff ich auch dieses welchem. In den stenographischen Berichten über parlamentarische Verhandlungen findet man zwar Relativsätze mit welcher nicht selten; aber darauf gebe ich gar nichts. Diese Berichte werden redigirt, und wer weiß, wie manches der dabei erst in welcher verwandelt wird! Und dann: Parlamentarier sprechen nicht, wie andre Menschen sprechen, sie sprechen auch, wenn sie am Rednerpulte stehen, anders als im Foyer und im Buffet, sie sprechen nicht bloß für die Zeitung, sie sprechen geradezu Zeitung, manche sprechen überhaupt nicht, sondern sie diktiren gleichsam dem Protokollanten in die Feder, dem Stenographen in den Bleistift. Wenn der Pfarrer auf der Kanzel Relativsätze mit welcher anfängt, so kann man sicher sein, daß er die Predigt wörtlich aufgeschrieben und auswendig gelernt hat; wer den Ausdruck im Augenblicke schafft, sagt der, nichts andres. Jetzt wußte ich auch, warum in

dichterischer Sprache welcher als Relativ ganz unmöglich, ganz unerträglich ist, ganz so wie derselbe; höchstens scherzhaft, etwa im Biebermeisterstile, könnte es verwendet werden. Setzt wußte ich, weshalb mir schon als Primaner das Distichon in „Shakespeares Schatten“ von Schiller unangenehm aufgefallen war:

Woher nehmt ihr denn aber das große, gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es dem Menschen zermalmt?

Ebenso die Strophe aus Liedges „Urania“:

Mir auch war ein Leben aufgegangen,
Welches reichbechränzte Tage bot.

Jetzt sah ich auf einmal, daß der Student Goethe der, die das und der Geheimrat Goethe welcher, welche, welches geschrieben und — diktiert hat; gesprochen wird es auch der achtzigjährige schwerlich haben. Und wenn sie nun gar in einem Satze unmittelbar neben einander stehen, die beiden entsetzlichen Papierpronomina: zum Verständnis des Parzival ist es nöthig, die beiden Sagenkreise, welche demselben zu Grunde liegen, kennen zu lernen — das erwähnte Statut und die Bulle, welche dasselbe sanktionirt hatte — bezeichnend für den Geschmack der Direktion und für die Zumuthungen, welche dieselbe an das Publikum zu stellen wagt — die farbige Aufnahme des Fensters verdanken wir dem Herrn G., welcher dasselbe restaurirt hat — wer in aller Welt spricht so? Aber sowie der Deutsche die Feder in die Tinte taucht, fährt ihm der Registrator oder der Kanzlist in die Glieder. In einem Ehrenbürgerbriefe zu schreiben: Wir ernennen Herrn A. wegen der großen Verdienste, die er sich um unsre Stadt im allgemeinen erworben hat u. s. w., das wäre ja im höchsten Grade würdelos, so spricht man wohl, aber so schreibt man doch nicht! Wir ernennen Herrn A. in Anbetracht der großen Verdienste, welche derselbe sich um unsre Stadt im allgemeinen —, das klingt großartig, feierlich, erhaben! Der Kronprinz soll 1859 zu einer Deputation gesagt haben: Wenn Gott meinen Sohn am Leben erhält, so wird es unsre schönste Aufgabe sein, denselben in den Gesinnungen und Gefühlen zu erziehen, welche mich an das Vaterland ketten. Man kann drauf schwören, daß er nicht so gesagt hat, sondern: ihn in den Gesinnungen und Gefühlen zu erziehen, die mich an das Vaterland ketten. Aber der Zeitungsschreiber muß das natürlich aus dem Menschlichen erst ins Papierne übersezen.

Es würde der Mühe lohnen, dem Eindringen des langstieligen welcher in unsre Schriftsprache ebenso geschichtlich nachzugehen, wie es Schrödter mit derselbe gethan hat. Es wäre das eine dankbare Aufgabe für eine Doktor-dissertation. Welcher ist ja gar nicht das Relativum zu dem demonstrativen der — oder wenn das der Leser besser versteht: derjenige! —, sondern es ist das Relativum zu solcher; seiner ursprünglichen Bedeutung nach entspricht es

nicht dem lateinischen *qui*, sondern *qualis*, nicht dem griechischen $\delta\epsilon$, sondern $\delta\omega\varsigma$. Soviel ist sicher, daß es zu dem Haufen von Unrat gehört, der aus der Amtssprache stammt und von der unsre ganze heutige Schriftsprache — auch die besten populärwissenschaftlichen Bücher und die gefeiertsten Romane nicht ausgenommen! — durchtränkt ist. Immer getragen, immer feierlich, immer wichtig sich auszudrücken, darauf läuft's doch schließlich auch hinaus, so gut wie derselbe. Und nun kommt hinzu: in der Schule wird ja gar nichts anders gelehrt! Man schlage eine Grammatik auf, welche (*quameunque!*) man will, eine lateinische, eine griechische, eine französische, eine englische: wie ist das Relativpronomen ins Deutsche übersetzt? welcher, welche, welches! Allenfalls steht der, die, das in Klammern dahinter, als ob das manchmal auch als Ersatz dafür geduldet werden könnte! Und blickt man in die Beispielsätze hinein, die da zur Einübung übersetzt werden sollen, wie fangen die Relativsätze an? mit welcher! nur ja nicht mit der, der Schüler könnte ja einmal irre werden. Daß die ganze lebendige Alltagsprache eine einzige große Widerlegung dieses Unsinn's ist, sieht gar niemand. Kein Wunder, daß einem später das Wort in die Feder läuft, sowie man nur die Feder zur Hand nimmt. Gerade umgekehrt müßte es sein! In allen Grammatiken müßte der, die, das als Relativpronomen stehen, dahinter in Klammern welcher, welche, welches. Denn nur dieses ist doch das traurige Surrogat. Wer darauf einmal aufmerksam geworden oder gemacht worden ist, den verfolgt es förmlich beim Lesen, auf jeder Oktavseite springt es ihm sieben-, achtmal in die Augen, als ob's gesperrt oder fett gedruckt wäre, binnen wenigen Wochen ist es ihm ganz unerträglich geworden, er bringt es nicht mehr aus der Feder; wenn er's schreiben wollte, käme er sich ja entweder ganz schulknabenhaft vor, oder er sähe sich sitzen wie einen alten, verschleimten Aktuarium mit Batermördern, Hornbrille und Gänsekiel. Großes Vergnügen hat mir's gemacht, zu sehen, wie schnell ich einzelne Freunde überzeugt und befehrt habe. Bisweilen läuft ihnen wohl noch ein *wel* — in die Feder; aber weiter kommen sie nicht, dann wird es ohne Gnade durchgestrichen und der drübergesetzt.

(Fortsetzung folgt)

